

Rezensionen

Karin Fischer, Johannes Jäger & Lukas Schmidt: *Rohstoffe und Entwicklung. Aktuelle Auseinandersetzungen im historischen Kontext*. Wien: New Academic Press 2016, 250 Seiten

Der ausgeprägte Rohstoffboom zu Beginn der 2000er Jahre weckte bei vielen Expert*innen und bei Regierungen rohstoffexportierender Länder im Globalen Süden die Hoffnung auf neue Entwicklungsperspektiven: auf rohstoffbasiertes Wirtschaftswachstum und Wohlstand für alle. Viel ist daraus nicht geworden. Empirische Untersuchungen zeigen im Gegenteil sogar, dass „das Wirtschaftswachstum in ressourcenreichen Volkswirtschaften tendenziell niedriger (liegt) als in anderen“ und dass diese zudem „anfälliger für Konflikte“ sind (Andreas Exenberger, 172). Die Frage nach den Ursachen für diese Sachlage ist das bestimmende Thema der in dem vorliegenden Band versammelten Aufsätze. Die in einer ganzen Reihe von Beiträgen aufgegriffene These vom „Ressourcenfluch“ ist eine der zentralen Antworten. Ökonomen erklären diesen in der Regel mit dem Konzept der „Niederländischen Krankheit“ (vgl. ebd.): Der durch ausschließliche Konzentration auf den Export von einem oder einigen wenigen Rohstoffen bewirkte Devisenzustrom führe zu Währungsaufwertungen, welche die Exportpreise steigen und die internationale Wettbewerbsfähigkeit sinken ließen – insbesondere dann, wenn mehrere Staaten die gleiche Exportstrategie verfolgten. Zurückgehendes Wachstum, Verteilungskämpfe, Arbeitslosigkeit,

verschärfte Konflikte um die Aneignung und Nutzung der Rohstoffrenten seien die Folge. Der Band beschränkt sich jedoch keineswegs auf eine rein ökonomische Betrachtungsweise und bietet weit mehr als nur Variationen zum Thema „Dutch Disease“.

Er gliedert sich in meiner (von der Herausgeber*innen etwas abweichenden) Sicht in theoretisch-historische Arbeiten, empirisch-statistische Beiträge und Fallbeispiele. Nicht alle können hier referiert werden. Aus den theoretisch-historischen Texten herausgehoben werden soll *Karin Fischers* „Rohstoffe und Entwicklung – und was Entwicklungstheorien dazu sagen“. Die Autorin unterscheidet zunächst, Erik S. Reinert folgend, zwischen produktionsorientierten und handelsorientierten Entwicklungstheorien. Die handelsorientierten vertrauen ganz auf die segensreichen Wirkungen des Markttausches. „Welche Güter getauscht werden – agrarische, mineralische Rohstoffe oder Fertigsgüter – ist von untergeordneter Bedeutung oder gar belanglos“ (19). Für die produktionsorientierten führen Rohstoffförderung und -export alleine nicht zu gesellschaftlichem Wohlstand. Der „entscheidende Schritt besteht darin, die Lücke zur Verarbeitung zu schließen“ (ebd.) – ohne weiterverarbeitende Industrie keine Entwicklung. In der herrschenden Lehre der durch Theoretiker*innen und Praktiker*innen aus den Metropolen dominierten Nationalökonomie von heute haben die handelsorientierten Theorien eindeutig den Vorrang. Dabei wird regelmäßig übersehen, dass in allen heute industrialisierten Ländern in der

Frühphase industrieller Entwicklung nicht der freie Handel auf dem Weltmarkt die Wirtschaftspolitik bestimmte, sondern staatliche Maßnahmen zur Förderung der verarbeitenden Industrie. Vergleichbare, etwa den Empfehlungen von Raúl Prebisch und Hans Wolfgang Singer folgende, Strategien in vielen Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens in den 1960er/70er Jahren wurden spätestens mit den Strukturanpassungsprogrammen von IWF und Weltbank in den 1980ern überall unterbunden. Exportorientierung und damit notwendig verbunden Liberalisierung des Außenhandels avancierten zu Leitkonzepten der Entwicklungstheorie. „Exporte stehen in diesem Modell für Effizienz. Alle wirtschaftlichen Einheiten müssen sich über Exporte auf dem Weltmarkt als wettbewerbsfähig und effizient erweisen“ (27). Für staatliche Schutzmaßnahmen zum Aufbau einer weiterverarbeitenden Industrie bleibt kein Platz. Im Resultat war diese Politik aus der Perspektive der Metropolen ziemlich erfolgreich: „Die armen und ärmsten Länder der Welt sind Exporteure von Rohstoffen. [...] Die alten Industrieländer haben ihre Position als Nettoexporteure von Industrieprodukten sogar relativ ausgebaut. [...] Auf die Semiperipherie – die südostasiatischen Industrieländer und die BRICs – entfallen 25 % der globalen Wertschöpfung; mehr als ein Drittel davon (9 %) geht alleine auf das Konto von China. Nur acht Prozent bleiben für alle peripheren Länder, die Entwicklungsländer und am wenigsten entwickelten Länder (LDCs) übrig.“ (29) Für sie sind „Umbau und Diversifizierung der Produktionsstruktur, um dem Ressourcenfluch zu entgehen“, unerlässlich. „Selbst ein

ineffektiver Industriesektor ist besser, als nur auf Rohstoffe und Agrarwirtschaft angewiesen zu sein“ (33).

Von den empirisch-statistischen Beiträgen greife ich *Marina Fischer-Kowalski & Irene Pallua*: „Ressourcenextraktion und Ressourcenverbrauch – globale Trends, regionale Muster“, und *Fridolin Krausmann & Ernst Langthaler*: „Nahrungsregime und Umwelt in der Globalisierung (1870-2010)“, heraus. *Fischer-Kowalski & Pallua* vergleichen zunächst die Entwicklung des globalen Ressourcenverbrauchs in den Bereichen Biomasse, fossile Energieträger, metallische Rohstoffe und nicht-metallische (vor allem Bau-)Mineralien für die Zeit von 1900 bis 2010. Die globale Extraktion natürlicher Ressourcen hat sich in diesem Zeitraum von 7,4 auf 71 Gigatonnen fast verzehnfacht, der durchschnittliche Materialverbrauch pro Person von 4,6 auf 8,3 Tonnen (im Jahr 2000) nahezu verdoppelt (67). Dabei verschoben sich die Relationen zwischen den einzelnen Bereichen jedoch deutlich. Zu Beginn lag der relative Anteil der Biomasse am Gesamtverbrauch bei drei Vierteln, am Ende nur noch bei einem Drittel. Pro Kopf der Weltbevölkerung ist der Anteil der Biomasse fast gleich geblieben bzw. leicht gesunken. Die größten Steigerungsraten gab es bei den Konstruktionsmineralien, deren Verbrauch inzwischen mit dem an Biomasse gleichgezogen hat. Deutliche Erhöhungen gab es aber auch bei den fossilen Energieträgern, den Metallen und den Industriemineralien. Von besonderem Interesse ist, dass all diese Veränderungen einschließlich derer im Gesamtverbrauch in den 1950er/60er Jahren eine gewaltige Beschleunigung erfuhren; bis dahin

waren sie ziemlich langsam verlaufen. Den Grund für den plötzlichen Anstieg nach dem Zweiten Weltkrieg sehen die Autorinnen in der „Verwandlung der westlichen Industrieländer in eine ‘Konsumgesellschaft’ nach amerikanischem Muster, die in Massen produziert und konsumiert“ (71). Mitte der 1970er Jahre verlangsamt sich diese Dynamik wieder etwas, um sich ab den 1990ern erneut stark zu beschleunigen, diesmal dadurch geprägt, „dass zahlreiche bis dahin weitgehend agrarisch geprägte ‘Entwicklungsländer’ eine rapide Transition in das Fossilenergie-Regime und einen Industrialisierungsprozess durchmachen“ (ebd.) – eine Transition, die in den verschiedenen Kontinenten allerdings sehr unterschiedlich verläuft. In Afrika südlich der Sahara ist die Rohstoffnutzung pro Kopf seit 1970 sogar gesunken. Demgegenüber sind die westlichen Industrieländer die einzigen, die mehr Ressourcen verbrauchen als sie extrahieren.

Krausmann & Langthaler unterscheiden drei „globale Nahrungsregime“: das britisch zentrierte von den 1870er bis zu den 1930er Jahren, das US-zentrierte von den 1950ern bis zu den 1970ern und das WTO-zentrierte seit den 1990ern. Im britisch zentrierten Regime versorgten die Peripherien, v.a. aber die außereuropäischen Siedlerkolonien Nordamerika, Australien und Neuseeland sowie Russland die britische „Werkstatt der Welt“, später auch die anderen westeuropäischen Länder, mit billigen Grundnahrungsmitteln (insbesondere Getreide) für die wachsende Industriearbeiterschaft. Die globale Getreideproduktion wurde von 1880 bis 1930 fast verdreifacht, die Getreideexporte stiegen in der gleichen Zeit

von 16 Mio. 1880 auf 50 Mio. Tonnen an. Hauptgrundlage der Produktionsausweitung war die Ausweitung der Anbauflächen auf „über lange Zeiten entstandene, tiefgründige humusreiche Graslandböden“ (89). Die landwirtschaftliche Produktion blieb noch weitgehend im solaren Energiesystem verhaftet. Im US-zentrierten Regime versorgten nicht mehr Peripherien das Zentrum, sondern „die USA exportierten als neues Zentrum ihre Überschüsse in die westlich orientierten Industrie- und Entwicklungsländer“ (90). Die globale Produktion verdoppelte sich, die globalen Exporte stiegen gar um den Faktor 6. Die Basis dieses Anstiegs war eine nie dagewesene Steigerung der Flächenenerträge mittels Düngemitteln, Agrochemie und Maschinisierung, was den Übergang von einem solarenergetischen zu einem vor allem fossile Energie verbrauchenden Agrarsystem bedeutete. Das WTO-zentrierte Regime propagierte die Deregulierung der Agrarmärkte, setzte sie allerdings fast ausschließlich gegenüber den Entwicklungsländern durch, während die Industrieländer weitgehend am Protektionismus festhielten. Das nicht überraschende Ergebnis ist, dass heute 70 % der Länder des Globalen Südens Nettoimporteure von Nahrungsmitteln und damit besonders verletzlich gegenüber Preisschwankungen auf dem Weltmarkt sind. Aus energetischer Perspektive änderte sich gegenüber dem zweiten Regime nur wenig. Anders als die ersten beiden Regime besitzt das dritte kein klar abgrenzbares Zentrum.

Von den Fallstudien sei der Beitrag von *Kristina Dietz & Bettina Engels*: „Umkämpfter Rohstoffboom. Akteure und Strategien in Konflikten um Bergbau in Subsahara-Afrika und Lateinamerika“

herausgegriffen. Im Gefolge des Rohstoffbooms in der ersten Dekade des 21. Jh. kam es zu einer gewaltigen Ausweitung des Bergbausektors im Globalen Süden und damit einhergehender sozialer Konflikte. Die Autorinnen identifizieren in diesem Zusammenhang drei besonders markante Konstellationen: 1. Konflikte, die ein „klassen- und parteiübergreifendes Spektrum von Akteuren“ zusammenführen, welche „ihre bestehenden Lebensgrundlagen durch Bergbauprojekte bedroht sehen“ (224); 2. dem klassischen Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital entsprechende Konflikte, insbesondere dort, wo seit langem große industrielle Minen existieren; 3. Konflikte um die Verteilung und Verwendung der Renteneinnahmen. In den von Dietz & Engels empirisch untersuchten Konflikten spielt die erste dieser Kategorien die wichtigste Rolle. In der Auseinandersetzung um die Goldmine Karma im Norden Burkina Fasos ging es um die von dem britischen Unternehmen *True Gold* erworbene Förderlizenz für ein 85 km² großes Gebiet, in dem handwerkliche Goldschürfer von alters her ihren Lebensunterhalt gefunden hatten. Unter deren Führung kam es zu spontanen Demonstrationen, die zu erheblichen Sachschäden an der im Aufbau befindlichen Goldmine führten. Auch Befürchtungen wegen ökologischer Schäden, der Verlust von Anbau- und Weideflächen sowie Forderungen nach dauerhaften Beschäftigungsmöglichkeiten usw. spielten eine Rolle. Als besonders stark mobilisierender Faktor wirkten Ängste in der Bevölkerung, *True Gold* würde seine Anlage auf, unter oder unmittelbar neben einer als Pilgerstätte bedeutenden Moschee liegendes Gelände ausweiten.

Die Lizenz wurde trotz alledem erteilt. Auch in dem Konflikt um eine Förderlizenz für das südafrikanische Goldunternehmen *Anglo Gold Ashanti* in der afrokolumbianischen Gemeinde La Toma im Norden Kolumbiens spielten handwerkliche Goldschürfer – „*agromineros*, deren Lebensgrundlagen auf kleinbäuerlicher Landwirtschaft kombiniert mit handwerklichem Bergbau liegen“ (226) – eine zentrale Rolle. Der Bürgermeister der Großgemeinde Suarez ordnete die Räumung der Siedlung zugunsten des Goldunternehmens an. Die Bevölkerung widersetzte sich u.a. mit einer Klage vor dem Verfassungsgericht. Sie bekam recht, konnte sich dessen aber nicht lange freuen, denn nun rückten kleinindustrielle Bergbauunternehmen mit Baggern und mechanisierten Fördertechnologien an. Ein Protestmarsch von 23 Frauen aus La Toma nach Bogotá mit Besetzung des Innenministeriums brachte schließlich die Wende: Die Bagger wurden abgezogen. Die zusammenfassende Schlussfolgerung der Autorinnen lautet: Wenn emanzipatorisches Handeln in Konflikten um Bergbau gelingen soll, „ist es für lokale Bewegungen und Gruppen von Bedeutung, Allianzen mit politisch einflussreichen und ressourcenstarken Akteuren auf unterschiedlichen Ebenen einzugehen: lokal beispielsweise mit Landbesitzer*innen, Unternehmer*innen, Gewerbetreibenden, Parteien und Politiker*innen, deren wirtschaftliche und politische Interessen von der Einrichtung oder Ausweitung einer Mine ebenfalls betroffen sind“ (231); national und international beispielsweise mit NGOs, Kirchen, Gewerkschaften, Oppositionsparteien, *Think Tanks* und Aktivist*innen-Netzwerken.

Auch wenn hier nur eine kleine Auswahl aus den 15 Beiträgen des Bandes vorgestellt werden konnte – es lohnt, ihn ganz zu lesen. Er steht für einen lange überfälligen Trend in der gegenwärtigen sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion, den Trend, das Augenmerk nicht mehr ausschließlich auf die Analyse von – ökonomischen oder kulturellen – Werten zu richten, sondern der stofflichen, der materiellen, der Gebrauchswert-Seite des Gesellschaftsprozesses wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Hierfür ist ihm größtmöglicher Erfolg zu wünschen.

Georg H. Landauer

Clare Land: *Decolonizing Solidarity – Dilemmas and Directions for Supporters of Indigenous Struggles*. London: Zed Books 2015, 336 Seiten

Die Autorin des vorliegenden Bandes beteiligt sich seit fast 20 Jahren als Unterstützerin an antikolonialen Kämpfen von Aboriginal-Australier*innen für Landrechte, Selbstbestimmung und ökonomische Unabhängigkeit. Zurzeit forscht sie im *Koori History Archive* der *Victoria University* in Melbourne und berät *community organizations* zu Rassismus. Ihr Buch gründet sich auf ihren langjährigen aktivistischen Erfahrungen, der intensiven Zusammenarbeit mit Aboriginal-Aktivist*innen (u.a. auch als Radiomoderatorin) sowie auf Interviews und Kleingruppengesprächen mit 24 Aboriginal- und Nicht-Aboriginal-Aktivist*innen im Südosten Australiens zu der Frage, wie diese Solidaritätsbeziehungen verhandeln. Es wird abgerundet durch eine Zeitleiste der wichtigsten politischen Ereignisse rund um indigene

Kämpfe in Südost-Australien, durch Biographien der interviewten Personen und durch Links zu Materialien und Aktionsideen, die sich auch auf der dazugehörigen Webseite finden (<http://decolonizingsolidarity.org>). Sein Ziel ist es, einen neuen Aktionsrahmen für nicht-indigene Personen zu entwerfen, die indigene Kämpfe unterstützen wollen. Dabei berücksichtigt es die schwierige Situation von Solidarität im Kontext eines fortwährenden Siedlungskolonialismus' und eines Genozids, der eben auch die zwischenmenschlichen Beziehungen der gemeinsam politisch Aktiven beeinflusst. Ihre übergreifende Motivation bringt Clare Land folgendermaßen auf den Punkt: „Solidarität sollte auf Dekolonisierung abzielen; und die Art und Weise, wie Solidarität geübt wird, muss dekolonisiert werden.“ (4) Diese Aufgabe grundlegend anzugehen sei notwendig, denn Aboriginal-Aktivist*innen müssten viel Zeit und Energie aufbringen, um mit jeder neuen Generationen von Unterstützer*innen die Modalitäten von Solidarität auszuhandeln.

In Kapitel 1 bringt Land uns den gegenwärtigen politische Kontext näher und skizziert, um was es dem Aboriginal-Widerstand gegen (das Erbe des) britischen Kolonialismus ging und geht. Um die historische, politische und geographische Spezifität von Solidaritätspolitik herauszustellen, unternimmt Kapitel 2 eine Genealogie nicht-indigener Unterstützung für Aboriginal-Kämpfe im Südosten Australiens. Dabei stießen oftmals weiße, bürgerliche Forderungen nach Gleichberechtigung mit Aboriginal-Bestrebungen nach ökonomischer Gerechtigkeit und Reparationen, nach Landrechten und gegen

umfassenden Rassismus aufeinander. Aboriginal-Aktivist*innen waren sich immer bewusst, dass sie die Hilfe von Nicht-Indigenen für ihre Kämpfe brauchen, wollten aber sicherstellen, dass diese auf der Grundlage ihrer Interessen erfolgte. Kapitel 3 wendet sich den Fragen zu, wie in Aboriginal-Kämpfen Identitäten verstanden, verhandelt und genutzt werden. Im Bewusstsein, dass die Zuweisungen „Aboriginal/indigen“ und „nicht-Aboriginal/nicht-indigen“ kolonialen Ursprungs sind und gleichzeitig die gegenwärtige politische, ökonomische und kulturelle Realität Australiens widerspiegeln, setzen Aktivist*innen diese einerseits ebenso explizit ein, wie sie sie andererseits strategisch zurückweisen, oder konstruieren neue, alternative Identitäten. Entscheidend für solidarische Beziehungen sei, weder das koloniale binäre Identitätsgebot noch das postmodern entpolitisierende Hybriditätsangebot anzunehmen, das Forderungen nach Reparationen und Gerechtigkeit erschwere sowie der staatlichen assimilatorischen, genozidalen Politik gefährlich nah kommen könne. Vielmehr gehe es darum, über die politische Aktion zu einer rekonstruierten weißen Identität zu kommen, in der Nicht-Indigene ihre Befreiung mit der von Aboriginal-Australier*innen als unweigerlich verknüpft verstehen.

Kapitel 4 problematisiert Konzepte wie „Zusammenarbeit“, „Dialog“ und „Freundschaft“ sowie die Beweggründe von Nicht-Indigenen, sich in Aboriginal-Kämpfe einzubringen. Aboriginal-Aktivist*innen sind teilweise höchst skeptisch, was die Versuche von Siedler*innen angeht, Versöhnung anzustreben, und charakterisieren diese als „reconciliation mob“ oder „kiss and

make up tribe“ (118). Zusammenarbeit und Dialog werden eben vor allem von Nicht-Indigenen gewünscht, wohingegen Aboriginal-Aktivist*innen fordern, dass jegliche gemeinsame Unternehmung von ihnen initiiert werden müsse, um einem der Ziele ihrer Kämpfe – Aboriginal-Selbstbestimmung – zuträglich zu sein. Im kolonialen Siedlungskontext gebe es keine „Partnerschaft zwischen Gleichen“ (134): einmal, weil Weiße strukturell immer in der Machtposition sind, und zweitens, weil zunächst anzuerkennen sei, dass Aboriginal-Australier*innen die rechtmäßigen Bewohner*innen des Kontinents sind. Zusammenarbeit müsse also auf der Basis indigener Rechte – nicht gleicher Rechte – erfolgen, und bedürfe niemals abzuschließender Vertrauensbildung, (formaler) Vereinbarungen und der Institutionalisierung von Verantwortlichkeitsstrukturen.

In Kapitel 5 spricht sich Land dafür aus, dass nicht-indigene Aktivist*innen zwei miteinander verschränkte Projekte verfolgen sollten: Sie sollten politisch agieren und Verständnis für die eigene gesellschaftspolitische Position entwickeln. Kritische Selbstreflexion oder – in Ngūgĩ wa Thiong’os Worten – „Dekolonisierung des Geistes“ habe mit öffentlichen, politischen Aktionen einherzugehen; beides werde sich gegenseitig bestärken. Der Beitrag von Weißen und Nicht-Indigenen zur Befreiung von Kolonialismus und Rassismus könne auch ohne die direkte Zusammenarbeit mit Aboriginal-Personen erfolgen, nämlich in weißen Kontexten, unter Freund*innen, im Familienkreis, durch Workshops für Nicht-Aboriginal-Menschen usw. Hier wird Selbstbildung und *community*-Bildung verstanden „als eine Möglichkeit, die Last mit

indigenen Bildner*innen und *organisers* zu teilen, dem 'Wissensentzug' [...] bzw. der unentschuldbaren Ignoranz [...] entgegenzuwirken" (178). Auch gehe es darum, sich in seinem jeweiligen lokalen Kontext den Auswirkungen von Kolonialismus zu stellen und dort – wie einige Aboriginal-Aktivist*innen fordern – „die Miete zu zahlen“, anstatt dem „Freiheit-für-Tibet-Syndrom“ (180) zu erliegen und möglichst weit weg von zuhause politisch aktiv zu werden.

Der Frage nach einem „moralischen und politischen Rahmen für Solidarität nicht-indigener Menschen“ geht Kapitel 6 nach. Denn nur ein solcher Rahmen könne der Gefahr vorbeugen, lediglich nach persönlicher Erlösung von Schuld, aufregender Beschäftigung oder vermeintlich exotischen Beziehungen zu suchen. Nur ein solch breites Verständnis sozialen Wandels, das sich nicht auf Rassismus beschränkt, könne die eigene Befreiung und Re-Humanisierung als unweigerlich verbunden mit der Befreiung von Aboriginal-Personen verstehen. Auch wenn sich damit das Scheinwerferlicht wieder auf Weiße richte, gebe es dafür pragmatische Gründe, denn es sei nötig, zuverlässige Langzeitverbündete hervorzubringen. In Kapitel 7 untersucht die Autorin, wie Weiße mit der Frage von Komplizenschaft mit kolonialen Strukturen und fortschreitendem Völkermord umgehen können: Was müssen die Profitierenden kulturell und ökonomisch aufzugeben bereit sein, um gesellschaftliche Transformation voranzutreiben? Land diskutiert diesbezüglich die Perspektiven ihrer Interviewpartner*innen auf kollektive Veränderung von Lebensweisen genauso wie die Gefahr, dass Aktivismus für Weiße sogar karrierefördernd sein

kann. Lands Forschungsdesign, in dem von Anfang bis Ende eine Gruppe von Aktivist*innen und Forscher*innen als kritische Bezugsgruppe an der Arbeit beteiligt war, ist richtungsweisend für eine dekoloniale, bewegungsorientierte Wissenschaft. Es nimmt Aktivist*innen als Theoretiker*innen ernst und gibt die Einbahnstraßenperspektive von Wissenschaft über Aktivismus, die nicht selten in Sackgassen führt, auf – auch ganz praktisch, wenn sich etwa die Autorin von Robbie Thorpe über ihre eigenen Erfahrungen mit Solidaritätsarbeit interviewen lässt. In ihrer Zusammenfassung beleuchtet Land die Frage, inwiefern die Erkenntnisse des Buches auf andere Auseinandersetzungen übertragbar sind: für „Entwicklungshilfe“, Solidarität von Israelis mit Palästinenser*innen, für den Kontext von Geflüchtetenkämpfen und für Trans*-Solidarität. Für den bundesdeutschen Kontext ist nicht nur dies hilfreich, sondern auch die das Buch durchziehende Zurückweisung klarer Identitäten – „nicht alle Weißen sind weißlich [*whitely* = Rassismus reproduzierend] und nicht alle weißlichen Menschen sind weiß“ (20) –, die Berücksichtigung der Gleichzeitigkeit von Privilegierung und Unterdrückung und die Konzentration auf direkte politische Handlungen (ohne vereinfachend deren Ambivalenzen und herrschaftsstabilisierenden Potenziale unter den Tisch zu kehren). Nach dem „Sommer der Migration“ und dem Wetterumschwung in Richtung Grenzverschärfungen und Abschiebung kann ich dieses Buch beispielsweise jeder Person, die sich in der Geflüchteten-Arbeit engagiert, ans Herz legen. Es spiegelt auch die Position aus der Geflüchtetenbewegung wider, nach der es ernsthafte, langfristige Solidarität,

die politisch agiert, sowie Räume für die Selbstorganisation statt Hilfe brauche. Denn Hilfe sei nur von kurzer Dauer, und ihr gehe es nicht um gesellschaftliche Veränderung.

Daniel Bendix

Bettina Engels, Melanie Müller & Rainer Öhlschläger (Hg.): *Globale Krisen – Lokale Konflikte? Soziale Bewegungen in Afrika*. Baden-Baden: Nomos 2015, 165 Seiten

An sozialen Bewegungen fehlt es dem afrikanischen Kontinent keinesfalls. Prominente Beispiele wie die Mobilisierungen anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 2010, der „wilde“ Streik in der Marikana-Mine in Südafrika oder der „Arabische Frühling“, die auch außerhalb der wissenschaftlichen Debatten Schlagzeilen machten, verdeutlichen dies. Dennoch befasste sich die deutschsprachige Bewegungsforschung, im Unterschied zu ihrem englisch- und französischsprachigen Pendant, lange Zeit kaum damit. Erst in den letzten Jahren hat sich auch hier eine lebhaft Debatten entwickelt, zu der das vorliegende Buch maßgeblich beiträgt.

Der Sammelband, an dem insgesamt acht Autor_innen beteiligt sind, umfasst zwei konzeptionelle Beiträge, einen länderübergreifenden Artikel zu nationalen Befreiungsbewegungen und sechs Fallstudien zu Ländern südlich der Sahara mit unterschiedlichen regionalen und thematischen Schwerpunkten. Die Konzentration auf Subsahara-Afrika, und nicht etwa generell auf Länder des Globalen Südens, ist dabei nicht willkürlich gewählt, sondern auf eine „besonders auffällige Leerstelle“ (8) in der Forschung zurückzuführen.

Bettina Engels & Melanie Müller gelingt in ihrem konzeptionell-theoretischen Beitrag zu Beginn des Buches ein direkter Einstieg in die jüngere Debatte. Zentraler Gegenstand dieser Debatte wie auch ihres Artikels ist die Frage, „inwiefern die bestehenden Konzepte der Bewegungs- und Protestforschung, die weitgehend basierend auf empirischen Forschungen zu Kontexten im globalen Norden und Westen entwickelt wurden, auch auf [...] soziale Bewegungen [...] im Süden anwendbar sind“ (7). Um dieser Frage nachzugehen, analysieren die Autorinnen zunächst, ob oder inwieweit sich soziale Bewegungen in den verschiedenen Weltregionen generell unterscheiden. In einem zweiten Schritt überprüfen sie exemplarisch vier etablierte theoretische Ansätze der Bewegungs- und Protestforschung auf ihre Erklärungskraft für soziale Bewegungen in Afrika. Aus ihrer Analyse schlussfolgern sie, dortige soziale Bewegungen unterschieden sich nicht systematisch von denen andernorts. Vielmehr seien sie grundsätzlich – im Norden wie im Süden – „nur vor dem Hintergrund des jeweiligen historischen, kulturellen und gesellschaftlich-politischen Kontextes zu verstehen“ (9). Auch wenn diesbezüglich auf dem afrikanischen Kontinent gewisse, für die Analyse wichtige historische Makrotrends (wie die Dekolonisierung, die Transformation der politischen Systeme hin zu liberalen, repräsentativen Demokratien, Handelsliberalisierung und neoliberale Strukturanpassung usw.) festgestellt werden könnten, seien soziale Bewegungen und ihre Aktivitäten vor allem von bestehenden Unterschieden in den „innergesellschaftlichen, lokalen und regionalen Kontextbedingungen und

historischen Erfahrungen“ (ebd.) der unterschiedlichen Staaten, geprägt. Daher überrascht es nicht, dass sich in den Augen der Autorinnen die bestehenden Konzepte der Bewegungsforschung – mit den gleichen Schwächen wie im Globalen Norden – auch für soziale Bewegungen in Afrika als erklärungskräftig zeigen. Der Fokus auf diese Weltregion ermögliche jedoch, die Grenzen und Möglichkeiten bestehender Konzepte und Theorien kritisch zu überprüfen. Ein zentraler Kritikpunkt in ihrer Analyse der verschiedenen Theoriekonzepte bezieht sich dabei auf den Ansatz der politischen Gelegenheitsstrukturen, die nicht allen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft gleichermaßen zugänglich seien. An diese Kritik knüpft *Lars Schmitt* mit seiner Heuristik der „Habitus-Struktur-Reflexivität“ an. Das auf Pierre Bourdieus Untersuchungen aufbauende Konzept rückt das in der Bewegungsforschung bislang vernachlässigte Verhältnis von Protest und sozialer Ungleichheit in den Mittelpunkt. Es ermögliche, „Protest, Konflikt, soziale Ungleichheit und Gesellschaft“ (37) in einem gemeinsamen Rahmen analytisch zu fassen und die Bewegungsforschung auf diese Weise mit ihrer „relativen Ungleichheitsvergessenheit“ (ebd.) zu konfrontieren. Hinsichtlich der Erforschung sozialer Bewegungen liegt die Stärke des Konzepts in seiner Flexibilität, durch die es in unterschiedlichen Kontexten Anwendung finden kann. Den Habitus (die „internalisierten, verkörperlichten Muster des Wahrnehmens, Denkens, Fühlens, Handelns und Bewertens“ [31]) und die Struktur (die „für den Habitus der Akteur_innen jeweils relevanten Muster der Umgebung“, [29]) gleichzeitig in den Blick

zu nehmen, helfe, verschleierte Machtverhältnisse aufzudecken. Dies trage zu einem besseren Verständnis darüber bei, warum bestimmte Gruppen gewillt oder in der Lage sind, mit Hilfe spezifischer Repertoires zu protestieren, während andere dies nicht tun (können).

Neben diesen beiden äußerst lesenswerten, theoretischen Beiträgen geht es dem Sammelband vor allem darum, sich anhand empirischer Beispiele vom Bild Afrikas als „homogenen Containerraum“ (8) zu distanzieren. Dies gelingt über die Bandbreite an unterschiedlichen Ländern (Südafrika, Mosambik, Ghana/Benin, Kenia, Burkina Faso und Senegal), die Verortung sozialer Bewegungen auf unterschiedlichen Ebenen (transnational, national, lokal) wie auch die Vielfalt der Akteure. Diese erstreckt sich von nationalen Befreiungsbewegungen über Gewerkschaften und NGOs bis hin zu lokalen Bewegungen in Konflikten um Bergbau und agrarindustrielle Projekte. Die Bedeutung der unterschiedlichen nationalen, lokalen und bewegungsspezifischen Kontexte wird nicht zuletzt durch die Ergebnisse der einzelnen Fallstudien deutlich. Beispielsweise beschäftigen sich *Frauke Banse* und *Antje Daniel* in ihren Beiträgen mit möglichen Gebereinflüssen auf soziale Bewegungen. Dabei kommen sie zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Banse zeigt in ihrer Studie zur Förderung von Gewerkschaften in Ghana und Benin durch die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES), dass der Geldgeber nicht notwendigerweise die Agenda der geförderten Organisationen vorgibt. Vielmehr stellt sie starke Unterschiede zwischen den Ländern (hinsichtlich der gewerkschaftlichen Strukturen, des vorhandenen Wissens, der Rolle

der FES in den Agenda-Prozessen etc.) fest. Daniel hingegen kommt zu dem Schluss, die finanzielle Abhängigkeit kenianischer Frauenorganisationen von internationalen Gebern bestimme durch die Anpassung an themenspezifische Ausschreibungen maßgeblich deren Agenden.

Insgesamt eröffnet das Buch mit seinen theoretischen wie auch detaillierten, empirischen Beiträgen vielversprechende neue Perspektiven für die Forschung zu sozialen Bewegungen – nicht nur in Subsahara-Afrika – und ist geradezu eine Einladung, weiter zu forschen. Auf diese Weise trägt es hoffentlich zur Eröffnung einer bislang nur unzulänglich geführten Debatte bei. Zu guter Letzt macht das Buch vor allem eines deutlich: *Die „afrikanische soziale Bewegung“* gibt es nicht. Vielmehr können soziale Bewegungen in Afrika lokal, global und vernetzt sein. In ihrer Vielfalt unterscheiden sie sich letztendlich nicht von denen in anderen Weltregionen.

Sarah Kirst

Sabelo Ndlovu-Gatsheni (Hg.):
Mugabeism? History, Politics
and Power in Zimbabwe.
New York, NY: Palgrave
MacMillan 2015, 319 Seiten

Der 92-jährige Robert Mugabe herrscht seit der politischen Unabhängigkeit über Simbabwe, das einst als Kornkammer im südlichen Afrika galt. 1980 wurde er Ministerpräsident, 1987 Präsident. Für seine Machtpolitik nutzte er immer wieder die turnusmäßige Übernahme von Führungsämtern innerhalb der Afrikanischen Union und der Wirtschaftsgemeinschaft des südlichen Afrika

(SADC). Damit verschaffte er sich auf dem Kontinent Ansehen und Einfluss, der allerdings nicht unumstritten bleibt. Denn er gilt in seinem Land und vielerorts in Afrika entweder als Befreier oder als Tyrann, als Pan-Afrikanist und Anti-Imperialist oder als Diktator, der skrupellos Gegner umbringen lässt und ab 2000 das bis Ende der 1990er Jahre vergleichsweise gut entwickelte Simbabwe mit umfassenden Landenteignungen weißer Großfarmer – bis dato der Nerv der Ökonomie – und der so genannten Indigenisierung der von Weißen oder Ausländern geführten Unternehmen in den wirtschaftlichen und politischen Ruin gestürzt hat.

Ausgehend von diesen gegensätzlichen Einschätzungen geht es dem Herausgeber und den Autoren/-innen des vorliegenden Bandes darum, Kontexte darzustellen, aus denen sich die Politik Mugabes erschließen lässt. *Sabelo Ndlovu-Gatsheni*, der am Institut für angewandte Sozialpolitik der Universität UNISA in Pretoria forscht, will keine Biographie im eigentlichen Sinn vorlegen. Zudem lehnt er – wie er in der Einleitung und in Auseinandersetzung mit bereits publizierten Biographien betont – die verbreitete These ab, Mugabe sei früher ein ehrenwerter Befreiungskämpfer und ein am Wohl seines Volkers orientierter Visionär gewesen und erst vor wenigen Jahren wie in einem plötzlichen Sündenfall zum Despoten geworden. Vielmehr möchte der Politologe Ndlovu-Gatsheni ausgewählten Autor/-innen eine Plattform bieten, um aus unterschiedlichen Perspektiven Mugabes Macht zu ergründen. Es handelt sich um Politologen/-innen, Historiker/-innen, die ursprünglich aus Simbabwe kommen, nun aber vor allem

in Südafrika, England und Australien arbeiten. Nur wenige sind noch in ihrem Heimatland tätig. Die Gefährdungen kritischer Akademiker/-innen durch den staatlichen Sicherheitsapparat haben viele von ihnen dazu bewogen, es zu verlassen, auch wenn die Autoren/-innen sich selbst nicht dazu äußern. Sie konzentrieren sich auf ihren spezifischen Untersuchungsgegenstand und ihr jeweiliges Thema.

So umfasst der facettenreiche Sammelband neben der konzeptionellen Einleitung vierzehn Aufsätze, die in vier Teile gegliedert sind. Sie sollen hier exemplarisch vorgestellt werden, um das breite Spektrum der analytischen Zugänge und Sichtweisen zu veranschaulichen. Im ersten Teil nehmen die Aufsätze den Nationalismus und Pan-Afrikanismus, im zweiten Diplomatie und Solidarität in den Blick. Der dritte Teil durchleuchtet Mugabes Politik aus Gender-Sicht und deckt die systematische Korruption auf. Die Landreform, der Militarismus und die politische Führung unter Bezug auf dekoloniale Perspektiven sind die zentralen Themen des vierten Teils.

Der letztgenannte Punkt rundet den Sammelband ab, denn der Herausgeber betont schon in seiner programmatischen Einleitung, Mugabes Politik sei zwar von Anfang an anti-, aber nicht de-kolonial gewesen. Dies belegen viele Aufsätze im Detail; sie beweisen, dass der anti-koloniale Unabhängigkeitskampf nicht zur Dekolonisierung beitrug und diese auch nicht das Ziel der neuen Regierungselite war, die sich aus besonders skrupellos agierenden Personen der Führungsriege im Unabhängigkeitskampf zusammensetzte.

Gewalt war das Muster, das der Missionszögling Robert Mugabe in der *Zimbabwe National African Union* (ZANU) etablierte. Mit ausgeprägtem Machtkalkül ließ er potenzielle Gegner aus den eigenen Reihen „eliminieren“. Er rechtfertigte dies mit den in der Zeit verbreiteten paranoiden Zerrbildern von Verrätern, die dem hehren Kampf des Volkes schaden würden. Dieses Muster der latenten Bedrohung und Exklusion hat er nach der politischen Unabhängigkeit nicht überwunden, sondern auf immer neue Personengruppen angewandt, wie die Ndelele im Süd-Osten des Landes. Von dieser zweitgrößten Bevölkerungsgruppe wurden über 20.000 Menschen allein auf Verdacht hin Anfang der 1980er Jahre grausam umgebracht. In den 1990er Jahren gerieten Gewerkschafter, Studenten/-innen und Homosexuelle ins Visier, ab 2000 Journalisten/-innen, Farmarbeiter/-innen und informelle Händler/-innen. Wie im Befreiungskampf betonte Mugabe, seine „Kinder“ auf seine Art mit harter Hand „disziplinieren zu müssen“ oder er brandmarkte potenzielle Kritiker als Vergewaltiger, Trinkbolde und Drogenabhängige.

Dieses Vorgehen untersuchen die Aufsätze von *Gorden Moyo* und *David Moore*. Moyo arbeitet zudem heraus, dass Mugabe nie zwischen seiner Partei, der ZANU, und dem Staat unterschieden habe. Mit autoritärem Populismus habe er wie ein neuer Sultan die Schätze des Landes ausgebeutet und die koloniale Infrastruktur inklusive der Sicherheitsarchitektur des weißen, repressiven rhodesischen Siedlerregimes zu seinem Vorteil genutzt. Moyo geht auch mit regimennahen Wissenschaftler/-innen ins Gericht, die er abschätzig als Palastintellektuelle tituliert, auch wenn er sie nicht

namentlich nennt. Sie huldigten Mugabe als Vorreiter des Anti-Kolonialismus und ignorierten, dass dieser sich gern mit den Lorbeeren der einstigen Kolonialherren schmücke, etwa indem er sich 1994 von der *Queen Order of Bath* ehren ließ.

Auch *Timothy Scarnecchia* deckt die Widersprüche zwischen der Rhetorik und der politischen Praxis Mugabes auf. Er nennt dazu Beispiele aus der Zeit der Unabhängigkeitsbewegung, als sich Mugabe nicht nur mit US-Diplomaten, sondern auch mit ranghohen CIA-Vertretern traf und betonte, die damaligen Waffenlieferungen aus China und dem Ostblock zögen keine ideologische Verpflichtung nach sich. In den 1980er Jahren ließ sich Mugabe trotz seiner anti-westlichen Rhetorik mit umfangreichen Fördergeldern aus Europa die Entwicklung seines Landes finanzieren. Gleichzeitig bestand seine Versöhnungsrhetorik gegenüber den Weißen darin, deren Sicherheitsapparat zu übernehmen, um ihn fortan auszubauen und gegen die schwarze Bevölkerung einzusetzen.

Mugabes kontroverse Landpolitik untersuchen *Alois Mlambo* und *Chimusoro Kenneth Tafira*. Während Mlambo kaum Kritik an der Landreform übt und lieber Beispiele aus der Kolonialzeit und anderen afrikanischen Ländern skizziert, analysiert und kritisiert Tafira den verinnerlichten Inferioritätskomplex aus der rassistischen Kolonialzeit, der in der Landfrage mitspielt. Dennoch werde die als anti-koloniales Großprojekt propagierte, umfangreiche Landenteignung von Weißen schwarze Landlose in anderen Ländern inspirieren, auch wenn diese das umstrittene Mugabe-Regime legitimiere.

Die Bedeutung des brutalen Sicherheitsapparates und des Militärs für

den Machterhalt Mugabes beschreiben *Kudzai Matereke* und *Niveen El Moghazy*. Sie widmen sich insbesondere militärischen Allianzen – einem Aspekt, der wichtige Publikationen zu diesem Themenkomplex ergänzt, an denen der Herausgeber als Autor mitwirkte (rezensiert in *PERIPHERIE*, Nr. 138/139, S. 371-377).

Abschließend seien wegen ihrer außergewöhnlichen Herangehensweise die Aufsätze genannt, die Mugabes Machtpolitik einer Gender-Analyse unterziehen. *Rudo Gaidzanwa* ruft die sexistische und diskriminierende Haltung der Männer im Unabhängigkeitskampf gegenüber ihren couragierten Mitstreiterinnen in Erinnerung und setzt sie mit dem heutigen hegemonialen Machtanspruch Mugabes in Beziehung. Währenddessen nutzt *Robert Muponde* aktuelle Ansätze der Maskulinitätsforschung, um die Männlichkeitskonstruktionen in Mugabes Machtpolitik aufzuschlüsseln. Gewaltverherrlichung, verbale, martialische Forderungen und Gewaltandrohungen, das Anzweifeln der (sexuellen) Potenz anderer Männer – insbesondere der politischen Gegner – oder gar die Diffamierung dieser Männer mittels Frauen herabwertenden Bezeichnungen zählen zu den Spielarten, mit denen der Präsident seine Macht zelebriert. Muponde beschränkt sich nicht nur auf die Person Mugabes, sondern untersucht auch das untertänige Verhalten seiner direkten Berater, die immer wieder durch Unterwürfigkeit bei öffentlichen Veranstaltungen die dominierende Maskulinität des Präsidenten bestätigen und verstärken.

Insgesamt vermitteln die vielschichtigen und differenzierten Analysen dieses Sammelbandes ein komplexes

Bild des simbabwischen Präsidenten und seiner Machtpolitik, die gewaltgeprägte und sehr autoritäre Strukturen geschaffen hat, welche weit über seine Lebenszeit hinausreichen werden.

Rita Schäfer

Deborah James: *Money from Nothing. Ineptness and Aspiration in South Africa*. Stanford: Stanford University Press 2015, 282 Seiten

Verschuldung ist ein weltweites Strukturproblem vieler privater Haushalte, das auch Südafrika betrifft. Die vorliegende Studie beleuchtet die Hintergründe der Misere. Ihr Ausgangspunkt sind die vielschichtigen, teils gegenläufigen Dynamiken der Inklusion der schwarzen Bevölkerungsmehrheit in das Kreditssystem. Im Rahmen eines nationalen Projektes im demokratischen Südafrika seit 1994 sollten diese Menschen Zugang zum Bankwesen erhalten, von dem sie während der Apartheid (1948-1994) systematisch ausgeschlossen waren. Allerdings bestimmten Hautfarbe und Herkunft auch schon in der Jahrhunderte langen Kolonialzeit über die Exklusion aus dem Finanzsektor. Deborah James widmet sich vor allem dem Widerspruch zwischen der weit verbreiteten Verschuldung und Symbolen des sozialen Aufstiegs. Denn der Kreditzugang ermöglicht den Kauf von Konsum- und Statusgütern, die mit der Zugehörigkeit zur Mittelschicht verbunden sind. In diesem Zusammenhang spricht die Sozialanthropologin ausdrücklich von „Mittelklasse“, einem ideologisch aufgeladenen Begriff, über den derzeit unter Bezug auf verschiedene afrikanische Länder in Wirtschafts- und Politikwissenschaften gestritten wird.

James argumentiert empirisch. In insgesamt sieben Kapiteln stellt sie vor allem Menschen mit regelmäßigem Einkommen in urbanen Zentren und kleineren Städten vor. Viele Kapitel sind ähnlich aufgebaut: Zum Einstieg skizziert die Autorin individuelle Lebensgeschichten; dabei weist sie auf die methodischen Herausforderungen hin, in Interviews Informationen über persönliche Finanzprobleme zu erhalten, zumal Verschuldung trotz der großen Verbreitung vielfach als Makel gilt. Daher sprechen ihre Interviewpartner/-innen oft nur indirekt über die eigene Schuldenlast. Denn es sind keineswegs nur die Ärmsten der Armen, die darunter leiden, sondern auch jene mit mittlerem Einkommen. Anhand unterschiedlicher persönlicher Lebensgeschichten von Lehrerinnen, Polizisten, Mitarbeiter/-innen in staatlichen Verwaltungseinrichtungen oder Nichtregierungsorganisation im Großraum Johannesburg und Pretoria sowie in Gemeinden der Provinz Mpumalanga widmet sich James grundlegenden Problemen: dem Geldleihen bei kommerziellen und informellen Geldverleihern oder Nachbarn und anderen Bekannten.

So thematisiert das erste Kapitel das Spannungsverhältnis zwischen familiär-verwandtschaftlichen Verpflichtungen schwarzer Frauen, etwa in der Ausbildungsfinanzierung, und deren individuellen Investitionsinteressen. Das zweite und dritte Kapitel veranschaulichen rechtliche, politische und institutionelle Rahmenbedingungen, während das vierte sich der Funktionsweise rotierender Spar- und Kreditgruppen widmet und dabei vor allem Gruppen, deren Zweck die Finanzierung kostspieliger Beerdigungen ist, in den Blick nimmt. Das fünfte Kapitel setzt sich mit den Folgen der Finanzkrise

für südafrikanische private Haushalte und deren Suche nach finanzieller Sicherheit auseinander. Im sechsten und siebten Kapitel beleuchtet die Autorin Kapitalmärkte und Kenntnisse über die Finanzwelt. Hier untersucht sie auch den Einfluss charismatischer Pfingstkirchen, die Unternehmertum, individuellen Aufstieg und persönlichen Wohlstand propagieren, ohne – so ihre Kritik – die komplexen sozio-ökonomischen Probleme zu bedenken.

Das Erfassen widersprüchlicher Entwicklungen durchzieht das gesamte Buch. Der Wissenschaftlerin geht es um Multiperspektivität, so entfaltet sie ein breites Panorama, indem sie auch Geldverleiher sowie Mitglieder lokaler Spar- und Kreditclubs zu Wort kommen lässt. Zudem hat sie Gespräche mit einer Schuldenberaterin geführt, die für die Organisation *Black Sash* arbeitet. Diese Organisation half während der Apartheid schwarzen Menschen, die von der Apartheidpolizei oft willkürlich verhaftet und schikaniert wurden. Nun unterstützt sie Hochverschuldete, was die Brisanz der Problematik illustriert. Die historisch interessierte Autorin geht auch auf das schwierige Erbe der rassistischen Einteilungen nach Berufsgruppen ein und beschreibt, wie entlassene weiße Verwaltungsangestellte aus dem alten Regime nach 1994 sich als Geldverleiher und kleine Unternehmer betätigten und aus den Finanzproblemen der zuvor Diskriminierten unter neuen Vorzeichen in Form hoher Zinsforderungen Kapital schlugen.

Auch wenn Konsum- und Prestige-güter für die schwarze Bevölkerungsmehrheit heute nicht mehr unerschwinglich sind, hat nur eine Minderheit die Möglichkeit, diese durch regelmäßiges

hohes Einkommen zu finanzieren oder gar den sozialen Aufstieg zu erreichen. Der Kreditboom kann nicht über die gesellschaftliche Ungleichheit hinwegtäuschen; für viele Südafrikaner/-innen sind Kredite keineswegs Ausdruck neuer Freiheiten, sondern Fallstricke neuer Abhängigkeiten. Das gut lesbare Buch zeigt klar die historischen, politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen und Probleme auf. Damit ist es beispielhaft für die südafrikanische Sozialanthropologie, deren Studien auch im deutschsprachigen Raum viel mehr Aufmerksamkeit verdienen. Dieser an Lebenswelten orientierten, interdisziplinär argumentierenden Strukturanalyse ist eine große Leserschaft zu wünschen.

Rita Schäfer

Maria Backhouse: *Grüne Landnahme. Palmölexpansion und Landkonflikte in Amazonien*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2015, 264 Seiten

Das Thema *Land Grabbing* boomt derzeit in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Nichtsdestotrotz mangelt es dieser Forschung insbesondere an zwei Dingen: an einer theoretischen Fundierung sowie an konkreten Fallstudien, welche die regional spezifischen Landnahmeprozesse aufarbeiten. Zur Bearbeitung dieser beiden Forschungslücken trägt Maria Backhouse mit ihrer Dissertation maßgeblich bei. Sie untersucht sogenannte „grüne“ Landnahmeprozesse durch die Palmölexpansion in Pará im brasilianischen Amazonasgebiet mittels des Konzepts der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation.

Im ersten Teil des Buchs entwickelt Backhouse ihren konzeptionellen

Rahmen, ihr „flexibles Analysekonzept“ (23) der grünen Landnahme. Hierfür setzt sie sich mit dem Konzept der sogenannten ursprünglichen Akkumulation von Karl Marx auseinander, welches eines der prominenteren theoretischen Konzepte in der *Land-Grabbing*-Debatte ist. In der Neuauslegung dieses Konzeptes existieren verschiedene Rezeptionslinien; Maria Backhouse schließt sich der Interpretation von Massimo de Angelis an. Sie betont, die fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation solle nicht wie bei David Harveys Auslegung als „extraökonomisches Umverteilungsinstrument“ aufgefasst werden. Vielmehr müssten die Trennungsprozesse der Produzent_innen von ihren Produktionsmitteln im Fokus stehen. Durch diese Trennung würden kapitalistische Besitz- und Produktionsverhältnisse erstmalig hergestellt oder umfassend restrukturiert. Extraökonomische Mittel seien wichtige Momente dieser Prozesse, die allerdings kontext- bzw. fallspezifisch herausgearbeitet werden müssten (45). Diesen konzeptionellen Rahmen ergänzt Backhouse in einem innovativen Schritt um eine sprachlich-symbolische Ebene. Hierfür bezieht sie sich auf Stuart Halls Ideologiekonzept, das auf Antonio Gramscis Hegemoniebegriff basiert. Zentral ist dabei die Frage, wie die Zustimmung der Subalternen durch sprachlich-symbolische Elemente gewonnen wird. Die Ergänzung des Konzepts der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation durch die sprachlich-symbolische Ebene ermögliche es, „scheinbar friedliche Methoden der Trennung“ (22) zu analysieren und zu verstehen.

Mit dieser Konzeption generiert Backhouse ein gutes Instrumentarium

zur Analyse von grünen Landnahmen, das einen guten Mix aus Abstraktion und konkreter Anwendbarkeit bietet. Unklar bleibt jedoch die Verwendung des Begriffs der „grünen Landnahme“: Handelt es sich hierbei um ein Phänomen, um ein Analysekonzept oder um beides? (23)

Im zweiten Teil des Buches untersucht Backhouse empirisch die Landnahmeprozesse in Pará, einem Amazonas-Bundesstaat im Norden Brasiliens. Ausgangspunkt ist das staatliche Palmölprogramm aus dem Jahre 2010, durch das die Palmölproduktion im Amazonasgebiet ausgeweitet werden sollte. Damit verfolgte die Regierung energie-, entwicklungs- und klimapolitische Ziele. In der Folge nahmen Investitionen in Land von Unternehmen wie Vale, Agropalma oder Petrobras zu. Hierbei finden laut Backhouse Trennungsprozesse im Sinne einer fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation statt. Diese Trennungsprozesse entstehen dabei auf zweierlei Art. Zum einen findet eine vollständige Trennung der Kleinbauern und -bäuerinnen von ihren Produktionsmitteln durch Landkauf statt, wodurch diese zu Lohnarbeiter_innen werden und die kleinbäuerliche Landwirtschaft durch agrarindustrielle Landnutzungsformen abgelöst wird. Das Mittel der Trennung, der Landkauf, ist eigentlich ein ökonomischer Prozess, findet aber vor dem Hintergrund von Machtasymmetrien und einer diffusen Drohkulisse von Gewalt statt. Daher nennt Backhouse diese Methode „ein indirektes Mittel der Gewalt“. Die Feststellung, dass Trennungsprozesse durch Marktprozesse gewaltförmig sind bzw. sein können, ist interessant; die Begrifflichkeit des „extra-ökonomischen“ wird

allerdings nicht zuletzt an dieser Stelle definitorisch schwammig und etwas irreführend, sind doch ökonomische und „extra-ökonomische“ Prozesse in der Realität häufig untrennbar verbunden.

Zum anderen lässt sich eine unvollständige Trennung von den Produktionsmitteln aufgrund des vertragslandwirtschaftlichen Modells feststellen. Hierbei bleiben die Kleinbauern und -bäuerinnen zwar formal im Besitz ihres Landes, verlieren aber die Kontrolle über die Landnutzung (138). Sie werden zu Rohstofflieferant_innen der Palmölunternehmen, wobei die Unternehmen strikte Vorschriften bezüglich der Produktions- und Arbeitsorganisation setzen und die unmittelbaren Produzent_innen gleichzeitig zu „effizienten, agrarindustriellen Miniunternehmer_innen“ (139) erziehen. Zudem besteht die Gefahr, dass die kleinbäuerlichen Vertragslandwirt_innen unter anderem durch Kredite in die Schuldknechtschaft getrieben werden und in der Folge ihr Land verkaufen müssen.

Spannend ist die Frage, weshalb es bei diesen Prozessen bisher zu keinem politisch artikulierten Widerstand kam. Backhouse erklärt dies auf verschiedene Weise. So fand eine geschickte Aneignung und Instrumentalisierung nicht-kapitalistischer Konzepte und Praktiken statt: durch die Einbindung der Bauernorganisation als Kontrolleurin der kleinbäuerlichen Landwirt_innen im Interesse der Unternehmen oder die Ausbeutung kollektiv organisierter bäuerlicher Selbsthilfefaktionen.

Auch die Strategie der Partnerschaft ist ein wichtiges Mittel für die Palmölexpansion. Einerseits wurden Personen oder Institutionen – etwa die Gewerkschaften –, die dem Projekt

zunächst kritisch gegenüber standen, in den Implementierungsprozess aktiv einbezogen. Andererseits gelingt es den Unternehmen, z.B. Vale, die Strategie der Partnerschaft öffentlichkeitswirksam zu kommunizieren: Unternehmen und Zivilgesellschaft müssten partnerschaftlich für Entwicklung und die Reduzierung von Armut kooperieren. Durch diesen Kniff schaffe es Vale, Kritiker_innen zu isolieren und zum Verstummen zu bringen.

Ein weiteres wichtiges Element zur Durchsetzung der Palmölexpansion stellt das Narrativ der „degradierten Flächen“ dar. 2009 hatte die Regierung Lula ein Palmölprogramm im Amazonasgebiet noch wegen umwelt- und klimapolitischer Bedenken abgelehnt. Nachdem jedoch ein Passus eingefügt worden war, wonach Ölpalmen nur auf degradierten Flächen angebaut werden dürfen, stimmte sie dem Programm doch zu. Es gelang ihr gleichzeitig, das Programm in der öffentlichen Debatte als nachhaltig, klima- und umweltfreundlich umzu-deuten. Durch diese positive, „grüne“ Konnotation wurde Widerstand gegen das Programm schwieriger.

Insgesamt ist das Buch ein spannender, gut geschriebener Beitrag zur *Land-Grabbing*-Debatte und sehr lesenswert. Insbesondere die anschauliche Darstellung der Trennungs- und Umstrukturierungsprozesse in der Landwirtschaft durch die Palmölexpansion bieten empirisches Material, dem es der Literatur zum Thema noch mangelt. Konzeptionelle Basis und Empirie passen gut zusammen. Zudem bringt Backhouse die Debatte über das Konzept der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation durch ihre innovative Auslegung voran: In der *Land-Grabbing*-Debatte sollte

eine weitere Auseinandersetzung mit ihrem Buch unbedingt stattfinden.

Jan Brunner

Maximilian Lakitsch, Susanne Reitmair & Katja Seidel (Hg.): *Bellicose Entanglements 1914. The Great War as a Global War.* Münster u.a.: Lit 2015, 276 Seiten

Die globale Dimension, die den Ersten Weltkrieg erst zu mehr machte als zum „Great War“, wie er gern im angelsächsischen Bereich bezeichnet wird, bleibt nach wie vor weitgehend unterbelichtet. Die vorliegende, von verschiedenen Institutionen in Wien aus organisierte Publikation ist daher grundsätzlich zu begrüßen. Unzweifelhaft enthält der Band einige faszinierende und manche überraschende Beiträge. Dabei überzeugt freilich die Auswahl der Themen nicht immer und erscheint zuweilen geradezu beliebig.

Positiv ist zu vermerken, dass drei Beiträge den Blick auf eine in diesem Zusammenhang wenig beachtete, aber, wie sich zeigt, wesentliche Region richten, Iran und Afghanistan, im Grunde die Region zwischen Kaukasus und Hindukusch. Zunächst berichtet *Ramin Taghian* über die wiederholten Anläufe zu einer republikanisch-demokratischen Revolution in Iran in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Dem standen nicht zuletzt die Interessen der angrenzenden imperialistischen Mächte entgegen: Russland und Großbritannien hatten sich auf Interessensphären geeinigt; die Ölfunde im Südwesten des Landes forcierten diese Interessen. Die republikanische Bewegung, die ihre Zentren neben Teheran in Täbris (Iranisch Aserbaidschan) und in Gilan, der Provinz am

Südufer des Kaspischen Meeres, hatte, besaß enge Verbindungen nach Baku, der schnell expandierenden Erdölmetropole im Zarenreich. Große Zahlen von Wanderarbeitern kamen hier mit der Arbeiterbewegung im Zarenreich in Kontakt. Dies regte zum einen die Gründung einer sozialdemokratischen Organisation in Iran an, zum andern wurde die dortige revolutionäre Bewegung bis hin zu bewaffneten Kämpfen von Transkaukasien aus aktiv unterstützt. Taghian skizziert so ein seltenes Beispiel eines praktischen Internationalismus in der Vorkriegszeit, einschließlich der ambivalenten Haltung der *Sozialistischen Internationale*. Allerdings endet die Darstellung kurz vor Kriegsbeginn 1914. Die folgenden Ereignisse werden von *Eric Hooglund* aufgenommen, der die Versuche des wieder eigensetzten Schah Ahmad schildert, zwischen den Kriegsparteien Russland und Großbritannien auf der einen sowie Osmanisches Reich und Deutschland auf der anderen Seite Neutralität zu wahren. Alle intervenierten auf unterschiedliche Weise. Das militärische Auftreten Russlands zwang das neu gewählte Parlament, die Hauptstadt zu verlassen, während die Osmanen im Westen und die Briten im Süden ihre Interessen geltend machten. Letztere konnten sich nach 1918 auch gegen die von der Roten Armee unterstützte kurzzeitige Sowjetrepublik Gilan durchsetzen. Allerdings billigt Hooglund dem schließlich etablierten Regime von Reza Pahlawi ein hohes Maß an Autonomie zu. Das Bild wird vervollständigt durch die Darstellung einer auf den ersten Blick bizarren deutschen Expedition. Diese wurde 1915 nach Afghanistan entsandt, um den Emir Habibullah Khan mit weitreichenden Versprechungen

über ein künftiges Großreich in Indien aus der Neutralität zu locken, die mit der alleinigen Außenvertretung durch Großbritannien verbunden war. Zugleich blitzen so globale Strategien auf, die vergleichbare Anläufe während des Zweiten Weltkrieges vorwegnahmen. Leider nehmen die drei Beiträge an keiner Stelle aufeinander Bezug.

Bemerkenswert ist auch die Darstellung der Rolle des irischen Nationalisten Sir Roger Casement, der 1916 wegen seiner angeblichen Beteiligung am Osteraufstand gehängt wurde. *Seamus ó Siochán* geht detailliert der Auseinandersetzung Casements mit dem Kolonialismus nach, an dem dieser zunächst als Administrator und britischer Diplomat selbst beteiligt war, bevor er seine an eigenen Beobachtungen vor allem im Kongo und Brasilien sich entzündende Kritik auf sein Heimatland Irland ausdehnte. Der Kampf gegen die koloniale Unterwerfung Irlands führte Casement schließlich zur Kollaboration mit Deutschland.

Schließlich widmet sich *Amadou-Lamine Sarr* den afrikanischen Truppen, die von Frankreich auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingesetzt wurden. Er bettet dies in eine Geschichte der *Tirailleurs Sénégalaises* ein, die sich an einer Reihe wichtiger historischer Persönlichkeiten orientiert. Darunter sticht der senegalesische Parlamentsabgeordnete Blaise Diagne mit seinem Kampf um Gleichbehandlung der kolonialen Rekruten hervor. Zugleich propagierte er aktiv die Beteiligung von Afrikanern am Krieg. Sarr endet mit einem Ausblick auf die Anfänge sozialer Bewegungen vor allem in Französisch-Westafrika.

Es mag nun überraschen, dass neben diesen Beiträgen einige stehen, die

entgegen der erklärten Zielsetzung des Bandes eher Vorgänge auf den zentralen Kriegsschauplätzen behandeln, etwa den – meist überschätzten – Kriegsenthusiasmus im August 1914 in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, die Frage, ob die ausführlich dargestellte Gründung der *Federal Reserve Authority* in den USA eine wesentliche Voraussetzung für deren Kriegseintritt geschaffen hätte, oder die Bestrebungen für die Wiederherstellung der polnischen Staatlichkeit während des Krieges. Andere Beiträge behandeln den Widerhall des Krieges in Argentinien oder die britische Propaganda gegen die deutschen Pläne im Osmanischen Reich.

Demgegenüber werden zentral wichtige Aspekte einer wirklich globalen Sicht des Ersten Weltkrieges nicht oder ganz nebenbei behandelt. *Christian E. Riek & Angela Abmaier* unternehmen einen *tour d'horizon* der kolonialen Welt vom südlichen Afrika über Süd-asien und den Pazifik nach Ostasien, um jeweils einzuschätzen, welche Bedeutung diese Regionen für den Krieg und welche der Krieg für die jeweilige Region hatte. Bei diesem Vorgehen geht fast unvermeidlich der Kontext verloren, aber auch einzelne Einschätzungen sind fragwürdig. Dies gilt zumal für die Behauptung, der Krieg im südlichen Afrika (zu dem gleich Deutsch-Ostafrika dazugerechnet wird) sei von marginaler Bedeutung gewesen. Damit wird die Rolle der Südafrikanischen Union deutlich heruntergespielt: Immerhin war deren Premierminister Ian Smuts ein wichtiges Mitglied des *Imperial War Cabinet* und spielte eine wesentliche Rolle sowohl bei der Gründung des Völkerbundes als auch später der Vereinten Nationen. Der Transfer der

für sich gewiss nicht übermäßig bedeutenden deutschen Kolonien und der wohl wichtigeren ehemals osmanischen Territorien im Rahmen des Mandatssystems strukturierte Konflikte für Jahrzehnte, sowohl im Nahen und Mittleren Osten als auch im südlichen Afrika. Auch die Übergabe der deutschen Interessen in Shandong an Japan sollte nicht nur nebenbei erwähnt werden, war sie doch 1919 Auslöser der Bewegung des 1. Mai, eines Wendepunktes der chinesischen Revolution.

Der Band bietet so eine großenteils willkürlich erscheinende Sammlung teilweise durchaus lesenswerter Beiträge, wenn es sich auch fast durchweg um Sekundäranalysen ohne Rekurs auf Primärquellen handelt. Leider ist auch hier einmal mehr das Lektorat offensichtlich entfallen, so dass die Lesenden mit einem zuweilen arg holprigen Gebrauchssenglisch zurechtkommen müssen.

Reinhart Kößler

Johanna Neuhauser: *Sextourismus in Rio de Janeiro. Brasilianische Sexarbeiterinnen zwischen Aufstiegsambitionen und begrenzter Mobilität*. Bielefeld: transcript, 2015, 333 Seiten, <https://doi.org/10.14361/9783839431900>

In ihrer Dissertationsschrift widmet sich die Verfasserin einer Thematik, die im Rahmen von feministischen Debatten und den Feldern der Geschlechterforschung Brisanz aufweist: der Sexarbeit von Frauen in Rio de Janeiro, einem der Hotspots des globalen Sextourismus. Mit Blick auf die Handlungsmacht der Sexarbeiterinnen wendet sich Johanna Neuhauser gegen viktimisierende und stereotypisierende Repräsentationen,

wie sie in feministischen Debatten weiterhin gängig sind. Der Blick auf die heterogenen Orientierungen der Akteurinnen erlaubt eine differenzierte Perspektive auf die komplexen Szenarien und Arbeitsbedingungen, ohne jedoch Momente sozialer Ungleichheit und Ausbeutung auszublenden.

Das Buch ist in neun Kapitel gegliedert. Nach einer methodologischen Verhältnisbestimmung zwischen „Diskurs und Subjekt“, „Erzählung und Praxis“ sowie „Praxis und Struktur“ erfolgt die Vorstellung des Forschungsdesigns. In Anlehnung an Pierre Bourdieus und Loïc Wacquants programmatische „Reflexive Anthropologie“ wählt Neuhauser einen praxeologisch vermittelnden Weg. Dabei versteht sie Habitus als eine Erweiterung der von Karl Mannheim entwickelten Wissenssoziologie und unterzieht das Konzept anschließend mit Lois McNay und Cornelia Klinger & Gudrun-Axeli Knapp einer geschlechtertheoretischen und intersektional ausgerichteten Kritik.

Mit einer wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller untersucht Neuhauser in einem ersten Schritt öffentliche Diskurse über Sextourismus in der brasilianischen Medienlandschaft. In diesen Diskursen erscheinen die Akteurinnen vor allem als ausgebeutete und durch marginalisierte ökonomische Verhältnisse in die Prostitution gezwungene, vulnerable Frauen. Demgegenüber werden die Konsumenten der sexuellen Dienstleistungen als gefährliche und ökonomisch handlungsmächtige Ausländer aus dem Globalen Norden dargestellt, deren Investitionen in den informellen Sektor der staatlichen Ökonomie schaden. Diese sich an den Differenzverhältnissen von Geschlecht und Nationalität aufspannende Dichotomie zwischen

der weiblich-passiven, brasilianischen *Garota de Programa* und dem männlich-ausbeutenden, ausländischem *Griego* ist für die innermediale brasilianische Inszenierung des Sexgewerbes an der Copacabana konstitutiv. So wird sexuelle Ausbeutung als Problem aus dem Ausland externalisiert; die Sexarbeiterinnen werden als nicht-handlungsmächtige Opfer stilisiert und strukturelle Verhältnisse wie Patriarchat und soziale Ungleichheit auf Landesebene diskursiv ausgeblendet.

Um die Handlungsorientierungen der Akteurinnen in den Blick zu bekommen, kontrastiert Neuhauser in einem zweiten Schritt die medialen Diskurse mit den Erzählungen der Sexarbeiterinnen. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack analysiert sie narrative Interviews im Hinblick auf Aufstiegsmöglichkeiten, die die Sexarbeiterinnen artikulieren. Sie gibt damit der diskursiven Untersuchung ein handlungstheoretisches Fundament, in dem die Akteurinnen zwar mit den ausbeuterischen Bedingungen postkolonialer Herrschaftsverhältnisse konfrontiert sind, mit diesen jedoch strategisch und emotional umgehen müssen, um die eigenen Lebensbedingungen und die der Familie auf Dauer zu verbessern. Dabei macht Neuhauser auf die ambivalenten Positionalitäten aufmerksam, aus denen die Sexarbeiterinnen als Subjekte eines spezifischen Handlungsfeldes sprechen. In den Erzählungen verknüpfen diese Sexarbeit mit einem Zugewinn an Handlungsmacht in ökonomischer und sexueller Hinsicht. Sie begreifen ihre Arbeit als Erwerbsarbeit, mittels derer sie ihre begrenzte soziale Mobilität strategisch erweitern und aus ihrer als passiv und weiblich empfundenen Subjektposition

im Kontext patriarchaler Geschlechterarrangements ausbrechen können.

In einem dritten Schritt untersucht Neuhauser diskursive und räumliche Praktiken im Feld des Sextourismus, um im Anschluss daran auf Narrative und Diskurse zu internationaler Mobilität einzugehen. Die Sexarbeiterinnen verweisen auf die Trennung der Sphären von Arbeits- und Privatleben. Diese Trennung begründen sie mit dem Schutz vor Stigmatisierung. Zugleich konstruieren sie damit Sexarbeit als einen 'anderen', heterotopischen Raum. Damit verbunden ist eine Produktion devianter Räumlichkeit, die mit den räumlichen Politiken der Verdrängung von Prostitution an der Copacabana während der Fußballweltmeisterschaft korrespondiert.

In der komplexen und methodologisch fundierten Analyse arbeitet Neuhauser die Handlungsorientierungen der interviewten Sexarbeiterinnen in Bezug auf subjektive Deutungen, diskursive Ordnungen und soziale Strukturen heraus. Ausgehend von Bourdieus Praeologie kommen hierbei die Ambivalenzen der eigensinnigen, subjektiven Aufstiegsnarrativen hinsichtlich der strukturellen Bedingungen zum Vorschein. Kritisch gegenüber dem Strukturalismus argumentiert die Autorin unter Rückgriff auf McNay, dass soziale Mobilität zu einer Veränderung habituéller Praktiken führen könne. Jedoch zeigt die intersektional ausgerichtete Analyse, inwiefern strukturelle Verhältnisse der Differenz wie Geschlecht, soziale Herkunft, Ethnizität oder, mit Bourdieu gesprochen, ökonomische, kulturelle oder soziale Kapitalsorten die soziale Mobilität der Akteurinnen einschränken. Diese begrenzte Mobilität der

handelnden Subjekte steht im Zentrum der Analyse, die Neuhauser in einem Spannungsfeld zwischen Aufstiegssambitionen und sozialer Ungleichheit verortet.

Die vorliegende Arbeit ist in mehrfacher Hinsicht lesenswert. Sie gibt nicht nur auf komplexe und differenzierte Weise einen Einblick in das schwer zugängliche und in den Medien vereinfacht dargestellte Forschungs- und Arbeitsfeld der Sexarbeit. Vielmehr gibt sie auch ein Beispiel, wie postkolonial-feministische Ansprüche methodologisch und erkenntnistheoretisch umgesetzt werden können, um viktimisierenden Repräsentationen hinsichtlich Geschlecht und Sexualität eine Wissensproduktion entgegenzusetzen, die sich den machtvollen Verwobenheiten des eigenen Standpunktes in koloniale Ordnungen bewusst ist und diese reflexiv anwendet.

Miriam Trzeciak

Beatrice Bourcier: *Mein Sommer mit den Flüchtlingen. Der bewegende Bericht einer freiwilligen Flüchtlingshelferin.*
Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel
2016, 2. Aufl., 176 Seiten

Mit dem Zuzug von Geflüchteten nicht nur nach Deutschland allgemein, sondern ganz konkret auch in Kommunen, in denen der Anteil an aus dem Ausland Zugewanderten bis dato verschwindend gering war, wurden 2014/2015 unglaublich viele Menschen einzeln und in Initiativen aktiv. Das Phänomen erhielt die Bezeichnung „Willkommenskultur“. Kurz nach dem Phänomen kamen auch erste Bücher auf den Markt, so auch Beatrice Bourciers vorliegender Bericht.

Die Autorin steht für einen Typus an „Willkommensaktiven“: weltoffen, aber bis dato noch nicht in anderen Bereichen sozial oder politisch aktiv. Sie arbeitet im PR-Bereich u.a. für Red Bull und setzt ihren Unternehmensleitspruch „be! welcome“ überzeugt in ihrem oberbayerischen Dorf um, als es dort heißt, eine Flüchtlingsunterkunft mit 200 Personen werde in einer Turnhalle eingerichtet. Mit ihren Töchtern geht sie erste Kontakte mit den Neuangekommenen ein, fängt an, sich zu engagieren und begleitet in intensiven Wochen das Leben einiger Familien. Wie in einem Roman verfolgt auch die Leserin mit Spannung die nächsten Erlebnisse mit den Familien (Findet die durch ein versehentlich falsch abgebogenes Taxi zerrissene achtköpfige Familie mit Salgei und Ravina wieder zusammen? – ... die Auflösung gibt es nach mehreren Episoden erst im letzten Kapitel). Die Familien werden dann nach und nach „umverteilt“, oft weiß die Helferin nicht wohin, bis sie den letzten Bus mit „meinen Flüchtlingen“ wegfahren sieht. Immerhin sind es „gute Tränen“, die sie fließen sieht (176).

Das Buch liest sich leicht weg wie ein dahinfließender Erlebnisroman, nur dass die Personen und Erlebnisse real sind. Der Ton ist locker, mit leicht selbstironischer Note ob ihrer eigenen Vorstellungen und alltäglichen und oft komischen Interaktionen mit Geflüchteten wie mit Alteingesessenen. Das Buch ist insofern lesenswert als es die besondere Situation im Sommer 2015 auf einer Alltagsebene dokumentiert. So werden administratives Chaos ebenso wie große Improvisationsfähigkeit deutlich. Auch einige an vielen Orten symptomatische Konflikte („Was noch

so gar nicht funktioniert, ist aber das mit dem Müll.“, 43) kommen zur Sprache. Das Handeln der Willkommensaktivisten bewegt sich ebenso wie der involviert-ironische Ton zwischen einer für den Umgang mit dieser Situation hilfreichen „wir bekommen das schon hin“-Attitüde und einem, auch in diesem Buch leider, unreflektierten Paternalismus. Entsprechend zielt ein traurig-neugierig, mit dunklen Kulleraugen dreinblickendes Kleinkind die Webseite der Autorin.

Wie steht es um die Schilderung von politischen Ereignissen, die sich in den Wochen der Erzählung Schlag auf Schlag ereigneten? Als die Grenzen für wenige Wochen offen waren, etwa: Fehl-anzeige. Das Leben der „Flüchtlingshelferin“ beschränkt sich auf Turnhalle und ihr eigenes Zuhause, vielleicht gar nicht so unrealistisch. Unverständlich ist der ebenfalls locker-lässige Blick auf einige für die Geflohenen schwerwiegende politische und administrative Regulierungen. Wieso einige nicht ihre Nationalität preisgeben etwa, verbucht die Autorin unter: „Acht Asylsuchende haben nämlich mal eben ihre Nation vergessen. Kann ja mal vorkommen.“ (43). Leider gibt es für die zahlreichen LeserInnen (das Buch ging schnell in die zweite Auflage) kaum, ruhig ebenso

locker eingeflochtene, Informationen über das deutsche Asylsystem, über Schwierigkeiten bei Asylanörungen oder über die Relevanz der Lageberichte des Auswärtigen Amtes. LeserInnen, die nicht wissen, was sie nicht lesen, werden hier nichts vermissen. So bleibt unklar, ob die Autorin mehr mitgenommen hat als einen aufregenden Sommer mit neuem Wissen über Syrien, den Einblick in menschliche Schicksale und viele Kurzzeitkontakte. Die wichtige Rolle, die der Kontakt mit Geflüchteten haben kann, deutet sie in einer erzählten Kontroverse unter den Helfenden an, in der es um die Frage geht, ob Schutzsuchende, die mit dem Flugzeug nach Deutschland gekommen sind, überhaupt der Unterstützung bedürfen (Kapitel „Das Dorf und der Helferkreis“). Hier wird deutlich, wie wichtig eine reflektierte Diskussion unter den Willkommensaktivisten ist, um Beobachtungen oder irritierende Erfahrungen gesellschaftlich einzuordnen. Leider bleibt diese Selbstreflektion recht schnell stehen, „Denn wir wissen es nicht. Aber dafür gibt es noch jede Menge anderer toller Geschichten, die meine ‘Kollegen’ zu berichten haben.“ (115)

Helen Schwenken

Eingegangene Bücher

- Bentley, Tom: *Empires of Remorse. Narrative, Postcolonialism and Apologies for Colonial Atrocity*. Abingdon (Oxon): Routledge 2016, 191 S.
ISBN: 9781138815384
- Brown, Julian: *South Africa's Insurgent Citizens. On Dissent and the Possibility of Politics*. London: Zed Books 2015, 176 S.
ISBN: 9781783602971

- Dale, Gareth: *Reconstructing Karl Polanyi*. London: Pluto Press 2016, 288 S.
ISBN: 9780745335186
- Dentlinger, Ulla: *Where Are You From? 'Playing White' under Apartheid*. Basel: Basler Afrika Bibliographien & Frankfurt a.M.: Brandes & Apffel 2016, 140 S.
ISBN: 9783905758795 (Schweiz)
ISBN: 9783955581862 (Deutschland)

- glokal e.V. (Hg.): *Das Märchen von der Augenhöhe. Macht und Solidarität in Nord-Süd-Partnerschaften*. Berlin: glokal e.V. 2016, 96 S.
- Grawert, Elke, & Zeinab Abul-Magd (Hg.): *Businessmen in Arms. How the Military and Other Armed Groups Profit in the MENA Region*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield 2016, 334 S.
ISBN: 9781442254558
- Hauf, Felix: *Beyond Decent Work. The Cultural Political Economy of Labour Struggles in Indonesia*. Frankfurt a.M.: Campus 2016 (= Labour Studies, Bd. 14), 244 S.
ISBN: 9783593506449
- Hays, Jennifer: *Owners of Learning. The Nyae Nyae Village Schools over Twenty Years*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2016, 262 S.
ISBN: 9783905758603
- Heartfield, James: *The British and Foreign Anti-Slavery Society. A History, 1838-1956*. London: Hurst Publishers 2016, 488 S.
ISBN: 9781849046336
- Hock, Beate: *In zwei Welten. Frauenbiografien zwischen Europa und Argentinien. deutschsprachige Emigration und Exil im 20. Jahrhundert*. Berlin: edition tranvía – Verlag Walter Frey 2016, 234 S.
ISBN: 9783946327042
- Ischinger, Wolfgang, & Dirk Messner (Hg.): *Deutschlands neue Verantwortung. Die Zukunft der deutschen und europäischen Außen-, Entwicklungs- und Sicherheitspolitik*. Berlin: Ullstein Buchverlage 2017, 350 S.
ISBN: 9783430202350
- Koch, Susanne, & Peter Weingart: *The Delusion of Knowledge Transfer. The Impact of Foreign Aid Experts on Policy making in South Africa and Tanzania*. Cape Town: African Minds 2016, xii + 384 S.
ISBN: 9781928331391
- Lorch, Jasmin: *Civil Society and Mirror Images of Weak States. Bangladesh and the Philippines*. London: Palgrave Macmillan 2017, 280 S.
ISBN: 9781137554611
<https://doi.org/10.1057/978-1-137-55462-8>
- Milk, Hans-Martin: *Der Stimme der Gnade Gehörschenken. Zur Rolle der Rheinischen Missionsgesellschaft bei der Errichtung von Konzentrationslagern in Namibia – 1905 bis 1907*. Berlin: Wichern-Verlag 2016, 63 S.
ISBN: 978889814302
- Nolte, Hans-Heinrich; Manuela Boatcă & Andrea Komlosy (Hg.): *World Regions, Migrations and Identities. Political Economy of the World System, Bd. 2*. Gleichen & Zürich: Muster-Schmidt 2016, 162 S.
ISBN: 9783788120344
- Nubukpo, Kako; Martial Ze Belinga; Bruno Tinel & Demba Moussa Dembele (Hg.): *Sortir l'Afrique de la servitude monétaire. A qui profite le franc CFA?*. Paris: La Dispute 2016 (= Économie, travail), 248 S.
ISBN: 9782843032806
- Reinert, Erik S.; Jayati Ghosh & Rainer Kattel (Hg.): *Handbook of Alternative Theories of Economic Development*. Cheltenham: 2016, 848 S.
ISBN: 9781782544661
- Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hg.): *Einstürzende Überbauten*. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung – Vorstand 2016 (= Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, 3/2016), 124 S.
ISSN: 1869-0424
- Schöneberg, Julia: *Making Development Political. NGOs as Agents for Alternatives to Development*. Baden-Baden: Nomos 2016 (= Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik, Bd. 17), 223 S.
ISBN: 9783848728893
<https://doi.org/10.5771/9783845272887>
- Schroer-Hippel, Miriam: *Gewaltfreie Männlichkeitsideale. Psychologische Perspektiven auf zivilgesellschaftliche Friedensarbeit*. Heidelberg: Springer 2017, 396 S.
ISBN: 9783658129972
- Takada, Akira: *Narratives of San Ethnicity. The Cultural and Ecological Foundations of Lifeworld among the !Xun of North-Central Namibia*. Kyoto: Kyoto University Press & Melbourne: Trans Pacific Press 2015, 198 S.
ISBN: 9781920901615